

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 3 (1908-1909)

Artikel: Conrad Ferdinand Meyer in seinen Briefen
Autor: Fierz, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CONRAD FERDINAND MEYER IN SEINEN BRIEFEN

Der Kreis der grossen Briefschreiber aus dem verfloßenen Jahrhundert beginnt sich zu schliessen. Soeben ist ihm, mit über tausend Briefen, Conrad Ferdinand Meyer beigetreten; eingeführt hat ihn sein Freund und Biograph Adolf Frey¹⁾.

Ich kann es mir nicht anders denken, als dass man die Briefe Conrad Ferdinand Meyers mit Spannung zur Hand nehme; denn es lässt sich aus des Dichters Werken so schwer ein Schluss auf sie ziehen. Es fehlen in diesen Werken die sozusagen familiären Stellen, der idyllisch behagliche Kleinkram, welcher oft aus den Dichtungen der Meister in ihre Briefe hinübergesprungen zu sein scheint, oder umgekehrt. Allerdings ist auch die Dichtung C. F. Meyers persönlich. Aber dieses Persönliche ist mit alt-zürcherischer Verschlossenheit versteckt. Meyer braucht, wie er selbst sagt, die historischen Stoffe, um das seelische Bekenntnis, das auch er ablegen will, zu verschleiern, den Betastungen der Menge zu entrücken, so gut es geht. So hat seine Dichtung mit dem, was man im täglichen Leben ausspricht, wenig gemeinsam, und die Briefe müssen also von Meyer Neues bringen.

In wie hohem Masse aber schliesslich doch wieder der Briefschreiber Meyer und der Verfasser des „Heiligen“ und des „Pescara“ bis herab zur grossen Unergründlichkeit dieser Helden, sich gleichen, und vermöge der Wahrheit, welche Werk und Wesen jedes wahren Künstlers eins und unteilbar macht, gleichen müssen, möchten die nachfolgenden Zeilen darzustellen versuchen.

* *

Gewisse Vorzüge der Meyer-Briefe konnten zum Voraus darin erwartet werden. Es sind die Meisterschaft des Ausdrucks, die Darstellungskraft, das Feingefühl, die Schönheit der ethischen Standpunkte. Im übrigen aber lernen wir, der Vorstellung, welche Stoffe und Helden Meyers in uns wachrufen, entgegen, eine äusserst zart organisierte Persönlichkeit kennen. Gerade wie das

¹⁾ Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, herausgegeben von Adolf Frey. Mit vier Bildern und acht Handschriftenproben. Zwei Bände. H. Hässel Verlag in Leipzig. 1908.

süsse Behagen, das die Dichtung Gottfried Keller's durchsonnt, von ihrem Schöpfer zum grossen Teil nicht erlebt wurde, so gehört auch die Kraft und Leidenschaft, die wir mit dem Namen C. F. Meyer verbinden, scheinbar wenigstens, nicht ihm selbst, sondern seinem Stil und seinen Helden. Beide Dichter haben die höchsten Vorzüge ihrer Kunst mit den entsprechenden Einschränkungen in ihrem Leben bezahlt und so die schöpferische Kraft der Sehnsucht tatsächlich bewiesen, da doch Jeder das von seinen Grundanlagen geforderte Leben in seiner Kunst ausgestaltet hat.

Denn die in der Kunst geltenden Gesetze sind so hart wie weise, und Ökonomie steht obenan.

Vergeblich suchen wir in den Briefen C. F. Meyers allerdings auch nach Kraft und Leidenschaft nicht; sie treten überall dort zutage, wo Meyer über die Kunst und seine Kunst spricht.

Sie sind, diese Briefe, von jener Energie gespeist, deren unsere Generation, wie keine andere, bedarf; der Energie, welche leicht erschöpfbaren Nerven ihre Unüberwindlichkeit und geheimnisvolle Kraft entgegensetzt.

Es ist heute unser Schicksal, mit einem geringern Erbteil an Kraft eine kompliziertere Denk- und Gefühlsarbeit zu leisten, als dies bei den Vorfahren der Fall war. Meyer, aus hochkultivierter Familie stammend, hat dieses Gegenwartslos vor fünfzig Jahren schon vorausgelebt.

Und in vorbildlicher Weise hat er es getan. „Ihr stellt des Leids Geberde dar, Ihr meine Kinder ohne Leid!“ Gleich Michelangelos Statuen stehen die Dichtungen Meyers, wie jede wahre Kunst, gereinigt und jenseits. Von der, wenn man es so nennen kann, diesseitigen Qual und Sorge, Mühe und Treue, mit welcher sie bezahlt, und freudig bezahlt worden sind, geben nun die Briefe Zeugnis. Darum ergreifen und erheben sie. Wie es Jugendbücher gibt, sind die Briefe C. F. Meyers ein Idealistenbuch.

Nach einem in Worten ausgedrückten Pathos suche man aber nicht darin. Es liegt lediglich in der Gesinnung, die sich hier kundgibt. Die Briefe Meyers sind einfach natürlich, sachlich, in manchen Fällen kurz. Die Briefe an Gottfried Keller vielleicht zeigen künstlerische Mühewaltung.

Sonst aber schreibt Meyer als Privatmann, wobei er allerdings durch die Stoffe, welche mehr denn zur Hälfte dem

Kunstgebiet entnommen sind, durch die Stilgewandtheit, Darstellungskraft, Tiefe und Schönheit des Gefühls und Räsonnements doch den Künstler verrät. Meyers Briefstil unterliegt, wie auch seine Handschrift, von welcher so merkwürdige Proben vorliegen, naturgemäss starken Wandlungen. Massgebend für die Sammlung ist der Stil der Reifezeit (1870—92). Er ist von einer kräftig zusammenraffenden Gewandtheit, an der das beim Dichter so mächtig gewesene französische Beispiel seinen Anteil hat und die das Ergebnis einer mit dem Fleisse von Jahrzehnten geübten Denktätigkeit ist. — Das Charakterbild, das die Briefe Meyers enthalten, gedeiht um so vorzüglicher, als einer seiner Hauptzüge, eine edle Offenheit und Unverborgenheit der Äusserungen, es in diesem Falle vervollkommen helfen.

Meyers Selbstporträt zeigt ihn als Künstler, denn diesem war der Mensch in ihm vollkommen untertan. Was dieser Mensch hofft, fürchtet, begrüsst, ersehnt, was er beklagt, wird seiner Kunst dienlich oder hinderlich sein. Vielleicht würde er es sonst gar nicht erwähnen. Denn schliesslich war es wohl doch das Glück seines entstehenden Werkes, das, seinen Ausdruck verlangend, den ursprünglich zurückhaltenden Mann seine Reserve brechen liess.

Oft wundert sich Meyer selbst über seine Mittheilbarkeit. „Soll ich 1883 zum Plauderer werden?“ fragt er, einen Brief an Rahn schliessend.

Der Lust Meyers am künstlerischen Bekenntnis verdanken wir sein in diesen Briefen so vollständiges Lebensbekenntnis, vielfach auch das Bild seines Alltags und einen unvergleichlichen Beitrag zur Psychologie künstlerischen Schaffens.

Welches ist der Stimmungsgehalt, mit dem das Werk Meyers das Leben seines Schöpfers beschenkt? Wie steht Meyer als Denker zu diesem Werke? Was leistet er für dasselbe in ethischer Beziehung? Was bedeutet er als Beurteiler fremder Kunstwerke? Welche Eigenschaften besitzt er als Freund? Was gibt dem Charakterbilde des Dichters die individuelle Besonderheit? Auf alle diese Fragen geben die Briefe hundertfältige Auskunft.

Denn sie stellen die zwei, respektive drei Jahrzehnte Dichterleben, von denen sie Zeugnis geben, wiederholt, und, den Grundzug der Wahrheit unangetastet, verschiedenartig dar. Conrad Ferdinand Meyer war viel zu feinfühlig und viel zu sehr Künstler,

um nicht jeweilen seinen Ton auf den Empfänger abzustimmen und abstimmen zu können. Selbstverständlich auch, dass Unterschiede der Nationalität, Alters- und Berufsverschiedenheiten, Freundschaftsgrade die Wahl des Mitzuteilenden und die Art der Darstellung beeinflussten! Gilt es einem in der Ferne wohnenden Freunde Heimat, Werk und Alltag bekannt zu machen, so schaut, misst und wertet Meyer sein Thema gleichfalls von aussen her. Kleine Gesamtbilder entstehen; wogegen die Briefe an die schweizerischen, besonders auch die zürcherischen Adressaten sich auf Bruchstücke beschränken können und dort das so ausserordentlich reiche Detail entsteht.

Conrad Ferdinand Meyers Treue an seinem Lebenswerke manifestiert sich überall in seinen Briefen. Man kann bei diesem Dichter von einer vorgreifenden, von einer, da sie ihren Lohn nicht kannte, um so rührenderen, instinktiven Treue reden. Meyer hat seine tragisch späte Reifezeit unerschütterlich entschlossen abgewartet, jede Ablenkung mit einer Energie abwehrend, welche dem zarten Träumer und Ängstlichen schwer genug fallen musste. Er hat sein „Leiden eines Knaben“ bis tief in die Mannesjahre hinein gelitten. Spuren davon sind in den Briefen der jüngern Jahre noch hin und wieder zu finden, obwohl sein Stolz und seine Noblesse, seine rücksichtsvolle Scheu, einen Freund mit seinen Lasten zu bedrücken, sie auf den kleinsten Raum zurückdrängt. Hierher gehört das sonderbar berührende Wort an Fr. v. Wyss: „Ich werde da (im Gottesdienst in Rom) immer innig ergriffen; ja, auch sonst leide und kämpfe ich viel; aber was geht das Dich an?“

Bei der relativen Klaglosigkeit der Jugendbriefe üben die wehmütigen Stellen, die wir insbesondere in den Bekenntnissen an F. Bovet finden, stärkere Wirkung. „Ce sont mes études, qui me consolent un peu; sans cela je serais bien à plaindre“, schreibt der dreissigjährige Meyer an den neuenburgischen Freund.

Die Briefe an Bovet zeigen das Bild des jüngern Meyer mit überaus weichen, allerdings schon bedeutenden und mächtig individuell durchgearbeiteten Zügen. Noch eignet ihnen die Sanftmut, die er in dem bekannten spätern Gedichte als so früh verloren beklagt. Gleicherzeit machen sich geltend eine imponierende Fülle gelehrten Wissens, eine Vertrautheit mit der französischen

Literatur, die auf einen Schriftsteller und künftigen Dichter romanischer Zunge schliessen liesse und ein feinstes Urteil. Die psychologische Beschaffenheit von Meyers Briefen aus der ersten Periode ist unerschöpflich reich und tief. Der werdende Dichter hat sich, was nur natürlich ist, bis zur poetischen Erfassung geschaut und gezeichnet. Und wie fein ist sein Stift: „C'est moins le métier qui me tente, bien que j'aie fini par l'apprendre, que certaines profondeurs de l'âme où j'aimerais descendre, n'importe dans quelle forme. Je me fais l'eflet d'un homme portant, à travers la foule insouciant ou préoccupée, un vase, auquel il tient beaucoup.“ — (24. Juni 1877.)

Auf früh errungene Lebensstellungen blickte Meyer wehmütig, doch ohne Neid und unbeirrt. Schliesslich ward ihm seine stolze Festigkeit doch nicht schwer. Es ging ihm wie dem von seinem Genius gerufenen Dionysos¹⁾: „Bin nicht mein eigener Herr. Hab nicht die Wahl!“

„Ce qui m'étonne et m'attire tant en vous, qu'en Z., c'est cette source vive et vivifiante de charité, dont je sens la chaleur et dont je tâche involontairement de me rapprocher, mais que je ne possède pas.“ Erkenntnisse und sehnsüchtige Wünsche solcher Art waren auch ein Leidenstribut Meyers an seine Künstlerschaft, die unbewusst alle Kräfte seines Wesens sammelte.

Was übrigens die Briefe an Bovet anbelangt, so ist das Folgende nicht zu vergessen: Ein scheinbarer Ausnahmeteil der Sammlung, sind sie dort von hoher Bedeutung. Meyers Begabung und Geistesrichtung hatten einen ausgesprochen romanischen Teil, welcher nach dem französischen Worte naturgemäss verlangte, wie er es auch leicht und schön fliessen machte. Überhaupt fand dieser romanische Teil hier eines seiner, übrigens nicht seltenen, Ausdrucksgebiete. Ferner, und hauptsächlich auch, hatten Menschen romanischer Zugehörigkeit Meyers unverstandene Jugend geherbergt. Seine Treue gehörte ihnen. Mit ihrer seelischen Subtilität passten sie ohnehin zu ihm. Ihre Geneigtheit, ethische und religiöse Fragen zur Verhandlung zu ziehen, öffnen der seinen Tor und Riegel. Wie Meyer auf jeden seiner Korrespondenten reagierte, so geschah es in bezug auf den französisch-schweizerischen Christen und homme de cœur.

¹⁾ Spitteler: A. Frühling, III, 7.

Das Stimmungsbild nun der spätern Meyerbriefe (Meisterzeit) enthüllt seine bewegte Schönheit nicht dem ersten Blicke. Zumal diese Briefe auch des Humors entbehren und ihr Verfasser den Lyriker eigentlich vollständig verleugnet! Wenn Meyer seinem Freunde Lingg meldet, dass er von seinem Giebelzimmer aus mindestens zehn Kirchtürme zählen könne, so scheint zwischen dem Schreibenden und dem ergriffenen Lauscher auf das mit der „Abendsonne wandernde“ Geläute am Zürichsee kaum eine Gemeinschaft zu herrschen.

Das landschaftlich lyrische Moment, wenigstens wo des Dichters Heimat in Frage kommt, fehlt in den Briefen Meyers ganz. Wenn er einmal an den in Italien weilenden Wilde meldet, dass er auf seiner obersten Gartenbank „mit dem stillen Blick auf die Hügelbiegungen“ gesessen habe, so erwähnt er es, weil es an einem Januartage geschah. Wahrscheinlich haben wir hier wieder die schon genannte Ökonomie; Meyer trennt, um ein Wort Adolf Freys zu gebrauchen, Kunst und Korrespondenz.

Dass er es aber im Gebirge nicht so hält, und in den Altersbriefen Gebirgszenerien, wenn auch nicht mehr mit breiter Fülle malt, so doch grosszügig skizziert, beweist nicht allein seine Leidenschaft für die „sturmdurchbrausten Bündneralpentäler“, sondern auch in welchem Masse ihre Luft und Sonne seine Kräfte lösten und befeuerten. Meyer und Bünden! Es ist nicht abzuwägen, was die beiden für einander geleistet, wie sie sich gegenseitig gegeben und vergolten haben. Gesundheit, Wanderglück, Stoffe, Schauplätze, Inspirationen gegen poetische Verklärung und entriegelte Vergangenheit eines grossen Landes!

Italienische Landschaftsbilder von grosser Vollkommenheit enthalten die Briefe Meyers allerdings auch, doch datieren sie auch fast alle aus den jüngern, den Lehr- und Wanderjahren.

Tages- und Jahreszeiten, Jahreswenden, früher Schnee und früher Knospendrang, trockener Winter, Regensommer, milder Herbst, Klima und Witterung überhaupt sind allerorten in dieser Korrespondenz in betracht gezogen; aber, man vergleiche selbst, doch fast immer in Verbindung mit des Dichters Arbeit, in bezug auf Wirkungen, die dem Hochempfindlichen daraus erwachsen.

Deutlich ist den Briefen zu entnehmen: Lenzessonne und weisses Segel zu sehen, bedeutete für den Dichter Glück (sonst

wäre seine Lyrik überhaupt nicht da); über dieses Glück ging ihm doch dasjenige, die beglänzten Heimatbilder in den Rahmen seiner Kunst zu bannen. Ein Gefühl poetisch umgebildet und geformt zu haben, gab ihm Anlass zu seinen stärksten Gefühlen.

Jedenfalls lassen die lakonischen Andeutungen von Naturvorgängen den verständnisvollen Leser der Meyerbriefe nicht gleichgültig, er empfindet das Festliche in einer Meldung des Dichters an Lingg, dass seine Kastanienbäume schon Knospen trügen, da er weiss, dass mit dem Saft in den Bäumen Meyers produktive Kräfte sich regten. Wie die Natur Meyers Schaffen beeinflusste, auch auf dem Wege über sein körperliches Befinden, darüber sind die Briefe voll interessanter Aufschlüsse.

„Auch wir geniessen den Frühwinter. Jedes frühe Einnachten und Lichteranzünden ist mir ein Fest“, schreibt Meyer einmal an Wille. Seinem tiefsten Werte nach beurteilt, ist das Los, von welchem die Briefe C. F. Meyers (Reifeperiode) Kenntnis geben, ein beneidenswert glückliches. Aber allerdings, um beim Begriffe zu bleiben, von den Göttern beneidet! Meyer besass nicht nur den Ruhm, ein inniges Schaffensglück, ein reines und gelassenes Gemüt, Hoffnungsfähigkeit, grosse Lebensanschauungen, die eigene Scholle und den eigenen Herd, sondern es stand ihm das, zum grossen Teil wenigstens, auf den dunkeln Hintergründen, die ein Glück hervorheben. („Ich lebte nicht, ich war im Traum erstarrt.“) Doch konnte bei einer so komplizierten und subtilen Natur die Scheidung zwischen Hell und Dunkel keine vollständige werden. Die Schatten aus den jungen Jahren drängten auf die Daseinshöhe nach.

Zu einem robusten Glücke, nur schon zur Lebenssicherheit, zur Zuversicht war C. F. Meyer nicht begabt. Ein ängstlicher Flüchtling vor der Alltagsroheit musste er ohnehin bleiben. Und das Vergänglichkeitsbewusstsein zu irgend einer Stunde zu verlieren, war ihm auch nicht beschieden.

Gute Nachrichten, Besserung seines Gesundheitszustandes, Genesungshoffnung, kommende Freude, ob sie auch die verdiente Frucht schwerster Mühe war — von dem allem redet er zaghaft und mit hundert Vorbehalten. „Unberufen“, „dreimal unberufen“, „Deo volente“ heisst es überall. Von einer Zeit des Wohlseins

für sein ganzes Haus, schreibt er: „Wir geniessen sie mit Dank und Bescheidenheit.“ Man lese C. F. Meyers Neujaahrsbriefe!

Es wäre ja nicht möglich, dass die Briefe Meyers, so kühl sie teilweise scheinen, nicht ein Stimmungsgeheimnis umschlössen. Hier, in der unter einer mit stolzem Willen geglätteten Oberfläche bebenden Rastlosigkeit, in der, wie Adolf Frey sagt, „Gedämpftheit der Glücksbotschaften“, in der mit den Sorgen wachsenden Kraft zur Dankbarkeit, zur Hoffnung können wir es finden. Es ist ein rührendes Wort, das Meyer, dem doch gewiss das Ahnungsvermögen nicht abging, dicht an der Schwelle seines tragischen 1892 an Wille schreibt: „Wir wollen vertrauen!“

Deutlicher als der Gefühlsgehalt mag für manchen Leser der Gedankenwert der Briefsammlung zutage liegen. Ihr Verfasser verfährt in seiner Darstellungsweise doch recht realistisch. Er behandelt seinen Gegenstand (Kunst und in ihrem Dienste stehendes Menschenschicksal) als Denker und noch im besondern als geistreicher Kopf. Am vollkommensten arbeitet er hier in eigener Sache. Wer in dem zwei starke Bände füllenden Kunstbuche eine entsprechend reiche Darstellung von Meyers zeitgenössischer Kunst erwartete, ginge, in gewisser Beziehung wenigstens, fehl. Das hängt hier an ganz besondern Umständen: Meyer besass ein angebornes, untrügliches, Kunsturteil. Er beweist es durch Aussprüche, sagen wir über Hebbel, Otto Ludwig, Goethe, über Böcklin, Shakespeare, über Wagner und Mozart, von den Renaissancemalern, den Hausgöttern seiner eigenen Kunst nicht zu reden. An hundert Stellen meldet sich, ungesucht, blitzschnell auftauchend seine ungeheure, genial verwertete Belesenheit. Anderseits aber bemerken wir an dem Kritiker Meyer hier eine gewisse Unlust, eine seiner genialen Begabung scheinbar widersprechende Unsicherheit des Tons. „Die Sache ist die“, schreibt er einmal an Frey, „dass von den namhaften Schriftstellern jeder so voll von sich selbst ist, dass ihm jedes liebevolle oder nur gerechte Eingehen auf Fremdes eine schmerzhafteste Bewegung ist.“ Diese schmerzhafteste Bewegung musste Meyer, der für seine eigene Kunst unbedenklich litt, sich tunlichst ersparen; er tat es auch mit dem Trieb der Selbsterhaltung.

Dazu kam ein anderes: Rücksichten, Pflichten der Höflichkeit oder Dankbarkeit, Gefühle der Pietät bringen Meyer wiederholt

in die Lage, über Dichterwerke zu reden, deren Unwert, wenigstens von seinen Standpunkten aus, er klar erkannte. Ferner trat herzu seine allgemeine, wie er sich selbst ausdrückt, Courtoisie, seine grosse Scheu, jemandem weh zu tun, sein Bedürfnis, wahr zu bleiben, sein begreiflicher Wunsch, sein Urteil nicht zu kompromittieren, und schliesslich die Durchsichtigkeit aller seiner Äusserungen. Eine bei aller Fülle der Einzelvorzüge im Verhältnis zu ihrem illustren Ursprung leise Unzulänglichkeit einiger literarischen Urteile, auch in den Rezensionen, ist also bei Meyer erklärlich. Hie und da begegnen dem Dichter, welcher für Freunde, wie Lingg, Meissner, Dahn, mit Herzlichkeit fühlt, leichte Überschätzungen. Das zwar eher im Anfang seiner Beziehungen zu ihnen, so lange er sich selbst unterschätzte. Lingg allerdings verdiente mit einem grossen Teil seiner Kunst Meyers Wertung, auch war sie, bei den pathetisch historischen Neigungen beider, begreiflich, wie es auch natürlich ist, dass Heyse mit seiner Sorgfalt und Klarheit dem selber den feinsten Meissel führenden Zürcher wohl behagte. An Lingg: „Ich bin gewiss, dass sich in denselben (in Dramoletten Linggs) Ihr ganz besonderer Sinn für kosmische und historische Krisen, für die Mächte und Seelen des Weltlebens manifestiert, der ja in Ihrem kleinsten lyrischen Gedicht ebenso sichtbar ist, wie in Ihrer Völkerwanderung und Ihre Grösse ausmacht, an der sich gar nicht mäckeln lässt.“

An Heyse: „Ohne Musse, wie ich gegenwärtig bin, habe ich erst das sehr feine Lustspiel gelesen, d. h. vorgelesen und freue mich, der ich Ihre Sachen nur in reiner Stimmung und lernenshalber sehr aufmerksam, Wort für Wort betrachte, besonders auf „Siechentrost“ usw.

Mit Lust und Liebe, ungezwungen, darum meisterhaft urteilt Meyer über Werke von Gottfried Keller und Adolf Frey. In der Lage, mit literarischem Freundesrat zu dienen, gibt Meyer oftmals seine ganze, ausserordentliche Bedeutung an den Tag. Man vergleiche zwei Briefe an H. Friedrichs vom 28. März und 5. April 1891. Welche Energie hier der künstlerischen Intelligenz! Welche Hilfsbereitschaft! Zugleich wird augenscheinlich (es handelt sich um ein Drama) wie zum Greifen nahe Meyer selbst dem Drama mit den Anstrengungen seiner lebenslangen Sehnsucht gekommen war.

Und nun Meyer als Erklärer, Beurteiler, Ergründer seines eigenen Werkes! Meyer, der das Urteil der Welt so schmerzlich schwer und wichtig nimmt, wie er es anderseits gering achtet! Meyer, dem die Gelegenheit, sich über fremde Auffassungen seiner Dichtung zu wundern, nicht ausgeht! „Mir dagegen könnte es verleiden, wenn ich nicht noch ein paar ganz aparte Motive hätte, so viel Briefe von Toren und Törinnen hat mir neuerdings Pescara zugezogen, welcher seltsamerweise trotz seiner elegischen Schlusstöne aufregend und beunruhigend zu wirken scheint.“

Dieses Gebiet der Briefsammlung ist so reich, dass ich es hier nur streifen kann. Es ist sehr interessant, wie Meyer mit der kleinen Schar erlesener Köpfe, mit dem ihm befreundeten Stabe von Ratgebern oder wenigstens Sachverständigen, die er um sein entstehendes oder schon vollendes Werk versammelt, die Hauptangelegenheit seines Lebens gemeinsam behandelt. Vor allem geschieht es mit einer stetig gleichen Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit. Er nimmt jeden Rat wichtig und erwägt jeden Einwand. Er dankt verbindlich und sucht fremden Auffassungen gerecht zu werden, auch wo sie für den so aussergewöhnlich fest auf sich selbst Gestellten schon erledigt oder unmöglich waren.

Meyer nimmt Gelegenheit, sein Werk zu analysieren, voreilend darzulegen, wie z. B. an Haessel; er kommt in die Lage, es zu verteidigen und auf seine ethischen Absichten hinzuweisen (unter denen eine strenge Erfüllung der Gerechtigkeit obenan steht. Er spricht auch von einer geschichtlichen Gerechtigkeit, in deren Dienst er im Jenatsch z. B. alle Typen der Zeit versammelt.).

Änderungen werden begründet und besprochen. Wir sehen, wie schonungslos Meyer Jugendwerken zuleibe ging, wo es sein musste. An Wille, anlässlich einer Neuauflage des Hutten: „Die letzte Nummer, der Tod, hat mich Mühe gekostet. In unserer ersten und zweiten Ausgabe ist gerade diese Nummer auffallend schwach. Es ist klar, besonders nach den lamentabeln vorhergehenden Nummern und auch kraft des heldenhaften Charakters, dass der Held heroisch abfahren muss, nicht sentimental.“

Wir erfahren die weise erwogenen Missionen, welche diese oder jene Personen im Dienste der Wirkungen seiner Dichtung erfüllen müssen, dass Jenatsch keine anderen Mithelden ertragen hätte als Wasser und Werdmüller, warum der Heilige dargestellt

wurde „wie Hans der Armbruster ihn kannte“, was die Gestalt des Dante im Mönch zu tun hat; wir vernehmen wie die kleine Episode von Poggios verlorenem Sohn im Brigittchen nicht nebensächlich ist, wie die barocke Beleuchtung, die im Schuss von der Kanzel auf alle Gesichter fällt, Vorwürfe gegen einzelne Gestalten entkräftet; wir vernehmen, dass Pescara eine Symbolik birgt: (das sterbende Italien bewirbt sich unwissentlich um einen sterbenden Helden) u. s. w. Mit dem Blick in die Werkstatt gewinnen wir auch eine Vorstellung von Meyers unvollendet gebliebenen Werken und von der jahrelangen verlorenen Arbeitsmühe, welche an ihnen hängt. Nicht ganz verloren allerdings! Denn gerade hier, wo sie wieder auflebt, errichtet sie einer ungewöhnlichen Künstlertreue die schönen Denkmäler.

Die Wegweiser und die Eröffnungen über des Dichters gewordenes Werk sind wie gesagt unerschöpflich.

Selbst dem gewiegtsten Meyerkenner werden Aufschlüsse wie der auf Seite 144 II zu findende über Pescara noch viel zu sagen haben. Eine Charakteristik des Heiligen vom 2. Mai 1880 an Lingg behandelt ihren Gegenstand bewunderungswürdig. Das Nämliche gilt von den Vorbesprechungen des Jenatsch (S. 10 und 14 II); sie zeigen uns den kurz vor ihrer Niederschrift noch Namenlosen als den fertigen Conrad Ferdinand Meyer.

Dann Meyers Arbeitsweise und Verhältnis zu seiner Arbeit! Am besten können hier einige, für hunderte stellvertretende Zitate sprechen: „Idealisiere dir meine Lage ja nicht. Von anderm abzusehen, zerdenke ich mich fast an meinen neuen Stoffen, in Erwartung des Momentes, wo ich mich, nach völliger Durchdenkung derselben, dem Instinkt überlassen kann, der in solchen Sachen immer noch der beste Führer ist.“ (24. Dez. 1877 an F. v. Wyss.) „Gewiss brüte ich über Neuem und sogar Gewagtem, doch fein behutsam und sozusagen hinterlistig, da ich, nach meinem schweren 1888, die Lebenssicherheit noch nicht völlig gewonnen habe.“ (20. April 1889 an Lingg.) „Hier, in labore, ist ein Jungquell, der, nicht zu viel noch zu wenig gebraucht, Wunder wirkt.“ (16. Febr. 1882 an Frey.) „Ich mache stets vorwärts, sehr sorgfältig. Bitte, harren Sie gleichfalls aus! Wir wollen eine ganz makellose Angela haben. Bella cosa!“ (Während

der Korrektur. An Haessel.) „Ich selbst denke von meinem Geschriebenen sehr mässig, desto vorteilhafter von dem noch auf der Esse liegenden, um welches noch die Flamme der Phantasie züngelt.“ (4. Dez. 1882 an Calmberg.) „Es geht mir erträglich: ich besitze und liebkeose einige singuläre Motive.“ (2. Juni 80 an Meissner.) „Seltsam, während mich die Erkältung eines Freundes quasi krank machen kann, ist es mir rein unmöglich, auch wenn ich den besten Willen dazu hätte, mich über eine lit. Verunglimpfung oder Verkleinerung im Geringsten zu ärgern.“ (27. Mai 1890 an Lingg.) „Wenn ich Ihnen durchsichtig wäre, so würden Sie erstaunen, wie ferne mir solches liegt, (es war von industrieller Ausbeutung der Arbeit die Rede) „Grosser Stil, grosse Kunst — all mein Denken und Träumen liegt darin. Es ist auch allein diese Passion, die mich Dinge leisten lässt, die über meine Naturanlage gehen.“ (16. Juni 1879. An Haessel.)

ZÜRICH

(Schluss folgt.)

ANNA FIERZ.



C. F. MEYERS „AMULETT“ UND DIE „CHRONIQUE DU RÈGNE DE CHARLES IX.“ VON PROSPER MÉRIMÉE

In seiner ersten Novelle, dem „Amulett“, erzählt C. F. Meyer, wie ein junger protestantischer Edelmann, Herr Schadau aus Bern, im Jahre 1572 nach Paris reiste, um unter Coligny, an den er empfohlen war, in den Niederlanden zu kämpfen; wie er unterwegs einen eifrigen Katholiken, den jungen Boccard aus Freiburg im Üchtland kennen lernte, der in der Schweizergarde der allerchristlichsten Majestät diente; wie Schadau, Sekretär des grossen Admirals geworden, sich mit Gasparde, einer Nichte Colignys verlobte; wie er sich mit dem Grafen Guiche, der Gasparde beleidigt hatte, schlug und dabei seine Rettung dem glücklichen Zufall verdankte, dass die Klinge seines Gegners an einem Amulett abprallte, das Boccard dem protestantischen Freunde heimlicherweise in die Brusttasche geschoben hatte; wie Schadau am Abend